Die Christliche Welt

Herausgeber Professor D. Martin Rade

Nr. 4 — Marburg i. H., den 26. Januar 1922 — 36. Jahrgang

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter — Haltegebühr: Inland und Oesterreich vierteljährlich 20 Mark. Bei Versand unmittelbar vom Verlag außer der Haltegebühr vierteljährlich für Porto und Verpackung Inland und Oesterreich 7,30 Mark, Ausland 12,50 Mark; Haltegebühr für das Ausland: Belgien, Dänemark, England, Frankreich, Niederlande, Vereinigte Staaten, Luxemburg, Norwegen, Schweden, Schweiz, Aegypten, China, Japan mit 100% Aufschlag; Italien, Portugal, Spanien, Griechenland, Argentinien, Brasilien, Chile mit 60% Aufschlag. — Einzelnummer 2 Mark; Probenummern unentgeltlich — Anzeigengebühr 1,50 Mark die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen) — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Telefon 202 — Verlag der Christlichen Welt in Marburg

Inhalt: Vom rechten Backen — Gogarten — Mission und religiöser Menschheitsbund — Zwei Legenden vom Lebensgefühl — Die Richtungen der alttestamentlichen Forschung — Die evangelische Theologie an der Universität Frankfurt a. M. — Erwiderung auf den Artikel von Emil Fuchs 1921 Nr. 52 — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Wöchentliche Chronik — Anzeigen

Vom rechten Backen

(Bergpredigt und Kultur 10)

Vgl. 1921 Nr. 36, 39, 40, 42, 43, 44, 46

So dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar. Matth. 5, 39

Kehren wir einmal wieder zu unsrer Bergpredigt zurück. Und fürchten wir uns nicht, sogleich dem Spruch ins Auge zu schauen, der vielen so viel zu schaffen macht, der den Einen ein Aergernis ist, den Andern eine Torheit, den Dritten ein Gesetz, den Vierten ein Evangelium. Im Grunde liegen die Dinge doch ganz einfach. Die Schwierigkeit liegt eben nicht „im Grunde", sondern ganz wo anders.

Wir sind nicht darüber einig geworden, daß die Moral der Bergpredigt kein neues Gesetz für uns bedeutet, sondern eine neue Gerechtigkeit. (1921 Nr. 40.) Die ganze Moral der Bergpredigt reicht zu einer Kasuistik nicht aus. Sie ist arm, dürftig gegenüber der Mannigfaltigkeit und Verzwicktheit der Fälle. Sie ist eine reine Gesinnungsmoral, die eben „im Grunde" einen neuen Zustand schafft oder voraussetzt und von da aus in eine neue Haltung hineinweist: besser als die der Pharisäer und Schriftgelehrten, als die der Heiden, Zöllner und Sünder.

Diese Gerechtigkeit hebt uns unter allen Umständen über das hinaus, was uns unsrer angeborenen Art nach, unserm ganzen Triebleben nach natürlich ist. So ist es uns natürlich, daß wir, auf die rechte Backe geschlagen, den Andern auf seine rechte Backe wiederschlagen. (In der Praxis würde es in beiden Fällen die linke sein.) Das Gegenteil ist wider unsre Natur. Man kann auch sagen, es ist gesund, und das Gegenteil kann einen besorgt machen um die Gesundheit eines Menschen. Er wehrt sich nicht: fehlt ihm die physische Kraft dazu? Der Aermste! Ist er geisteskrank? Der noch Aermere! — Wenn uns ein Kind aufwüchse, und käme in Kinderstreit hinein und würde geschlagen und wehrte sich nicht, würden wir nicht in Sorge um dies Kind geraten? Geschähe es aus Feigheit, würden wir ihm die nicht abzugewöhnen suchen? Fänden wir keine Ursache, würden wir nicht zu einem Arzt gehen, der Bescheid weiß über „anomale Kinder"? — Und selber? Gesetzt wir würden geschlagen, überfallen, irgendwie auch nur gefährdet und bedroht, ist es nicht das Allernatürlichste von der Welt, daß wir uns dawider zur Wehr setzen wie wir nur können? Da ist gar nicht zu reden von einer „Pflicht" der Notwehr — lächerlich, wem da erst seine Moral zu Hilfe kommen muß — da ist ein unveräußerliches Naturrecht der Notwehr, über das es sich nicht lohnt ein Wort zu verlieren. Was ist das Wiederschlagen, die ganze Notwehr anders als eine ganz einfache selbstverständliche Reflexbewegung. Weiter nichts.

Aber aus dieser ganzen Sphäre hebt uns nun eben Jesus heraus. Da ist eine völlig andre Welt. Das, was drüben natürlich, selbstverständlich war, ist es hier nicht mehr. Eine andre Luft umgibt uns. Eine andre Natur ist in uns. Genau so natürlich wie es uns vorher war, wiederzuschlagen, so natürlich ist es uns jetzt, das nicht zu tun. Freilich, daß wir nun von Pflicht und Moral reden. Es ist die Welt der Moral. Es ist die Welt, in welcher der Geist herrscht, Geist triumphiert über Natur, das Sittliche über das Natürliche.

„Da ich ein Kind war . . ." „Da ich aber ein Mann ward . . ." Wir sprachen vorhin davon, daß der Knabe, der nicht wieder schlägt, wenn er von seinem Kameraden geschlagen wird, vielleicht nicht gesund ist. Von dem Manne, der nicht wieder schlägt, werden wir nicht schnell so urteilen. Wenn ich durch die Stadt ginge und Jemand schlüge mich — würden sich die Leute mehr über mich wundern, wenn ich wieder schlüge, oder wenn ich nicht wieder schlüge? Ich glaube, ich könnte es vor den Leuten riskieren, das nicht zu tun. Warum? Ja warum? Ich glaube, es würde Menschen geben, die die Achtung vor mir verlieren würden, wenn ich es täte. Und ich glaube, ich könnte es riskieren, mich ungewehrt schlagen zu lassen, weil ich so viel Achtung bei ihnen besäße, daß sie nicht denken würden ich verhielte mich so, weil ich feig, krank, verrückt oder ohne Ehrgefühl wäre. Dem Knaben aber, nein dem Jüngling, muß es schwer fallen so zu handeln, weil ihm die Voraussetzungen dafür, die innern und äußeren, noch fehlen, die bei dem Alten, wills Gott, gegeben sind. Ich sage „wills Gott", denn mein Alter schützt mich vor keiner Torheit.

Genug, was Jesus da sagt, wendet sich an Menschen, die gewisse Voraussetzungen erfüllen, oder an denen gewisse Voraussetzungen erfüllt sind. Wenn man die begreift, so liegen diese Dinge im Gebiete des Privatrechts und der Privatmoral zunächst ganz einfach.

Ich möchte heute schließen mit einem Worte von Johann Tobias Beck. Er gibt in seiner „Christlichen Ethik" folgende christliche Ehrenregel:

„Ohne auf Ehre bei Menschen auszugehn, halte und benehme dich so, daß du vor Gott und sodann auch bei gewissenhaften, gottesfürchtigen und gottliebenden Menschen der Ehre wert bist, ob sie dir nun von Menschen zu Teil wird oder nicht."

R

Gogarten

Lieber Freund!

Sie möchten ein Votum von mir zu Gogarten. Ich bin leider ganz und gar nicht in der Lage, die Veröffentlichungen dieser Gruppe jetzt mit derjenigen Aufmerksamkeit zu lesen, die sie sowohl verlangen, als, wie ich meine, verdienen. Ich kann deshalb nur sehr persönliche Eindrücke allgemeiner Art wiedergeben, die ein eigentliches Votum nicht darstellen können.

Sehe ich von einem solchen ab, so muß ich dann sagen, daß ich mich dieser Pronunziamentos nicht wenig gefreut habe. Sie werden sich darüber nicht wundern nach allem, womit ich in früheren Jahren die Leser der Christlichen Welt geplagt habe, insbesondere diejenigen unter ihnen, welche von der „liberalen" Parole „Versöhnung von Religion und Kultur" eine Erneuerung des Christentums erhofften, da doch dieses Stichwort nur die letzte Erschlaffung aller religiösen Kräfte und damit auch aller Kultur selbst beurkunden kann.

Sollten Sie mich darauf hinweisen, daß es auch Formulierungen von mir sind, auf welchen diese Jüngsten nicht eben am sanftesten herumtreten, so macht mir das nichts. Man kann, wie alles in dieser (und jener) Welt, so auch die Religion von sehr wechselnden Standpunkten aus anschauen. Nimmt man solche Formulierungen aus ihren Zusammenhängen und hebt sie auf die Linie letzter Aussagen, so hören sie auf, sie selbst zu sein, und ich wäre der Erste, sie dann zurückzuweisen.

Was mich aber an jenen Sprüchen unsrer Neuesten freut, das ist die Sicherheit, mit der durch alle Verwickelungen das Eine hindurchgesteuert wird, dessen Erfassung und Alleinbetonung erst einmal alles Andere erträglich macht.

Denn schlechthin allem voraus muß allerdings das harte Nein stehen zu all den Sentimentalitäten, frommen Jünglingsfröhlichkeiten und Aesthetizismen, welche die „Versöhnung der Religion mit der Kultur" uns geschenkt hat und welche den eigentlichen Sinn aller Religion zu innerst verbiegen.

Was ist denn Kultur überhaupt und was kann daher das prinzipielle Verhältnis der Religion zu ihr stets nur sein — unter der Voraussetzung einer lebendigen Religion? Kultur für sich ist erhöhtes natürliches Ausleben, ist Zu Ende Blühen erworbener Kräfte. Ohne einen inneren Widerspruch in sich ist Kultur immer schon an sich selbst ein Ende. Diesen prinzipiellen Widerspruch in einer Kultur gegen ihr Abrollen nennen wir Religion. Beide „versöhnen" heißt: den Widerspruch als solchen entfernen, heißt die Kultur entkeimen, die Lebenskraft in ihr zur Faulung bringen, — „das Salz dumm werden lassen".

Und nun gar zu einer Zeit, in der wir — und nicht erst durch Spengler — endlich zu einem stärkeren Eindruck davon gekommen sind, am Ende unsrer sogenannten „Kultur" zu stehen.

Anders betrachtet: Durch alle Menschen gehen irgendwie die letzten Kräfte, welche das All bewegen. Ein Bewußtsein von einigen von ihnen haben — nicht ein totes rechenmäßiges, sondern ein lebendig empfindendes — mag „Religion haben" heißen. Diese Kräfte müssen irgendwie in lebendige Aufeinanderwirkung gebracht werden, sonst zerstören sie. Eine Religion ist ein bestimmter Versuch, sie in solche Aufeinanderwirkung zu bringen und in ihr zu binden. Nennen wir zur Veranschaulichung einige solcher Gegensätze: Gefühl des Absoluten und Gefühl einer bestimmten Lebensaufgabe, Bewußtsein unendlicher Freiheit und Bewußtsein sehr begrenzter Möglichkeiten, Gefühl der Unendlichkeit und Allgegenwart der ganzen Seinsfülle und Gefühl einer schrittweisen Entwickelung niederer Zustände zu höheren (also was man „geschichtlichen Instinkt" nennen könnte), Gefühl für die tiefe Grausamkeit des Lebens und Gefühl eines freundlichen Sinnes, den es für den enthält, welcher es in ein befriedigendes Gesicht seines persönlichen Schicksals einzuzwingen weiß. Es gibt unzählige — ich meine das wörtlich — solche lebenaufreizende Gegensätze, und es gibt sehr viele Wege (in thesi gleichfalls unzählige), sie in lebendiger Aufeinanderwirkung zu binden. Manche Gegensätze, die in der einen Religion und Kultur im Zentrum stehen, werden in einer anderseinsetzenden kaum an der äußersten Peripherie verspürt. Unzählige sind überhaupt noch nicht, daß wir wüßten, ins Bewußtsein von Menschen getreten (darum doch nicht weniger vorhanden). Wir nannten, indem wir uns besannen, unwillkürlich nur solche Gegensätze, welche in der allein uns ganz nachfühlbaren westländischen Religions- und Kulturschöpfung gebunden sind, eben dieselben, die vor unseren Augen im Auseinanderfallen sind, im Auseinanderfallen, eben weil keine lebendige religiöse Kraft sie mehr bindet. Nehmen wir einen der fruchtbarsten Widersprüche, die in der abendländischen Religion gebunden sind: den von Notwendigkeit und Persönlichkeit. Er wacht, soweit ich sehe, schon in den griechischen Tragikern auf, besonders stark im Prometheus des Aeschylos, in dem Aufschrei wider den Willkür-Zeus und dem Ruf nach der Notwendigkeit. Schade, daß sein „befreiter Prometheus" verloren gegangen ist. Dann in der Uebernahme des Christentums, wo die Versöhnung zwischen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit das Hauptproblem wird. Ein drittes Mal in der Bekehrung der Germanen, in der, soweit die Quellen erkennen lassen, Götterlieblinge und unerbittliches Schicksal auseinandertreten und der Gott, „der Alles geschaffen hat" und dennoch sich des Einzelnen annimmt, die Neuspannung herstellt. Ein viertes Mal in der Reformation, zu einer Zeit, wo die fruchtbare Spannung in mechanisches Rechnen und Heiligenumschmeichlung auseinanderfällt und Luthers Rechtfertigungslehre einen unbestechlichen Gott bringt, der eben von Gerechtigkeit selbst wegen auf persönliches Vertrauen reagiert. Heute ist, wie gesagt, die Spannung abermals gelöst. Auf der einen Seite das „blinde" Naturgesetz, auf der andern das sentimentale Liebe-Herr-Jesustum. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ein neuer Religionsstoß auch diese Gegensätze neu bindet. Aber er kann nicht aus ihnen sozusagen errechnet werden. Bei jeder der besprochenen Neubindungen traten unvorhergesehene neue Kräfte ins Feld. So mag es auch diesmal sein, und nicht einmal, daß der Bilderkreis des Christentums die äußere Ausstattung des Zukünftigen hergeben, geschweige sein Wesen bestimmen wird, ist sicher, obwohl sehr wahrscheinlich. Wahrscheinlich auch ist, daß die Keime eines neuen Religionsstoßes unerkannt bereits da liegen — am wenigsten vermutlich da, wo die Erben sich um den Nachlaß streiten und die neuen Religionen im kalten Verfahren gestiftet werden — aber, daß sie verborgen und unerkannt dennoch schon da liegen. Denn zumeist gibt es ein Ende nicht außer Beziehung zu neuem Anfang, dessen erster Erfolg eben die Entwurzelung des Alten zu sein pflegt. Nur: wir kennen diesen neuen Anfang noch nicht. Ich persönlich habe versucht, einige Linien, die ich in Nebel und Nacht zu erkennen glaubte, in meinem „Neuen Mythos" zu ziehen. Ein wirklich positiver Neuansatz scheint mir auf anderer Seite zu liegen.

Steht es nämlich so mit der Religion, wie wir es eben zu zeigen suchten, daß sie fast gänzlich in ihre Schöpfungen, ihre Ethik, ihre Wahrheitsauffassung, ihre sozialen Ideale, überhaupt ihre Kultur eingesunken ist, so ist klar, daß ein neuer Religionsanstoß, falls er nicht von außen kommen soll, sich um so eher auslösen kann, je mehr die letzten Grundspannungen der Religion zur Haupt- und nahezu Alleinempfindung kommen, die, in deren Spannungs- und Kräftefeld, eben weil es das denkbar weiteste ist, die meisten Möglichkeiten enthalten sind. Und das um so mehr, als diese letzten, weitesten und tiefsten Spannungen zugleich die sind, deren Verwischung am meisten dazu beigetragen hat, die Religion in die Kultur aufgehen zu lassen, zu „verweltlichen", wie man früher sagte.

Dies ist der Grund, aus dem die Sprüche dieser unsrer Neuesten mich ganz besonders freuen (wenn ich auch wünschte, daß sie in der Form manchmal schlichter, weniger erhaben, weniger von oben herab klängen). Hier wachen Grundfragen und Grundweiten des Menschseins eindringlich und, wie es scheint, trotz der schweren Form eindrucksvoll auf, dazu das harte Nein zu der ganzen Kulturseligkeit, in der wir in der Vorkriegszeit schwammen und denn ja auch glücklich oder vielmehr auf das unseligste an den „stillen Riffen", von denen wir so garnichts mehr wußten, „wie garnichts zusammenscheiterten". Das härteste Nein aber zu all dem dürfte das positivste Ja sein, das zur Zeit erlangbar ist.

Allerdings ein begründetes Nein, würde ich gern hinzusetzen, falls man unter „begründen" nur nicht gleich an rationales Begründen denken würde. Dies aber wäre ja selbst gerade eine der religionsfernsten Kräfte der Kultur, die sich aus dem letzten abendländischen Religionsansatz mit der ihm eigentümlichen Bindung von Gesetzmäßigkeit und Freiheit, Tagespflicht und Absolutheit entwickelt haben und zur Zeit völlig aus ihrer ursprünglichen Spannung entfallen sind. Jedenfalls wird man sehr auf der Hut sein müssen, aus einem stark religiös einsetzenden Nein nicht wieder einmal nur neue rationale Unzulänglichkeiten sprießen zu lassen. Je unauflöslicher die Begründungen sich gegen rationale Wohlgesetztheiten bewähren werden, desto mehr wird man hoffen können, daß sie aus dem Felsen selbst stammen, aus dem wir gehauen sind und der allein intellektueller Zersetzung nicht zugänglich ist.

Es ist deshalb, denk ich, daß diese Neuesten in demselben Maße schwer und undurchsichtig schreiben, als ihre Sache im Grunde einfach ist.

Denn da eben doch auch sie, wie wir alle, die wir zwischen den Schlachten, besser: zwischen den Schöpfungen leben, arme Schächer ohne Eigensprache sind, es sei denn die rationale wissenschaftliche Ausdrucksweise, in der die Religion unsrer Zeiten gesprochen hat, so sind sie darauf angewiesen, in dieser Ausdrucksweise eben das auszudrücken, das ihre Notwendigkeit und Möglichkeit entwurzeln soll. Das muß denn eben wie dieser Satz, in dem ich es zu begründen suchte, etwas verwickelt ausfallen.

„Ein Apfel vom Baume Kierkegaards"? Ich fürchte: noch immer nur erst der Baum selber, der allmählich alt ward und der zwischen den Blättern, durch die er schwer atmend sich am Leben hält, zwar manchen Apfel bereits trieb, der kräftig und gesund war, aber noch keinen, dessen Kerne den neuen Baum getrieben hätten. Ohne das Bild, das wie alle Naturbilder für Geistiges ungenügend ist: es ist noch immer die im Wesentlichen negative und philosophisch befangene Kritik Kierkegaards selbst, noch nicht das neue Ja, das doch in ihr verborgen sein möchte. Aber wir sind wohl noch nicht reif genug für mehr. Und deshalb will sich das Mehr noch nicht finden.

Um zusammenzufassen: es handelt sich mir um Zweierlei in dem Auftreten dieser Gruppe:

1. Das Nein, mit dem sie so reichlich umgeht, ist, wie mir scheint, das religiöse Nein einer für den Charakter der Religion als Religion notwendigen Grundspannung. Es ist das Nein, durch das die letzte Wirklichkeit, die wir mit Schauer und Ehrfurcht ahnen und verehren, sich vor der Oberflächen-Wirklichkeit der Jedermannswelt allein genügend abheben kann. Es ist das Nein, das in der Spannung zwischen dieser letzten Wirklichkeit und dem bestimmten geschichtlichen Dasein aufspringt. Gerade dies jeweilige bestimmte geschichtliche Dasein aber braucht dieses religiöse Nein zu seiner Gesundheit. Denn es kann nur gesund bleiben, wenn es sich seiner Ungenügendheit, seiner Problematik, seiner Vorläufigkeit und relativen Unwichtigkeit gegenüber jenem Letzten und dem lebhaften Gefühl von ihm bewußt bleibt. Dieser religiöse Grundeinspruch enthält eine ganze Fülle andrer religiöser Einsprüche in sich, daher die Kette der Nein-Nein nicht so schnell abreißt, wenn sie einmal aufgehoben ist.

2. Es ist aber, diese Kette vom Boden zu heben in unseren Tagen des Endes — und das heißt oder sollte heißen: des Neu-Anfangs — in unsern Tagen der billigen Religionsersatze und der fast restlos vollzogenen Verwissenschaftlichung und Verzivilisierung, ihrer sogenannten „Versöhnung mit der Kultur" mehr denn je an der Zeit. Es ist viel, sehr viel auszufegen, damit reiner Boden sei.

Dies wäre, was ich ohne eingehenderes Studium, zu dem ich, wie gesagt, jetzt keine Zeit finde, über diese Sache sagen kann. Und es ist nur die Frage, ob es den Druck lohnt.

Im Grunde also nur eine „Sympathieerklärung"? Eine Sympathieerklärung ist keine Antwort, meint Gogarten in seiner „Religiösen Entscheidung". Das soll sie auch nicht sein. Doch ist mir in der Tat zu Mute, wie einem, der ein Leben lang in der Asche stocherte, zu Mute sein mag, wenn er zu bemerken glaubt, daß irgendwo Funken stieben.

Oberhambach Arthur Bonus

Mission und religiöser Menschheitsbund

Der große Krieg bedeutet auch für die Mission eine neue Zeit. Und dies keineswegs nur äußerlich. Daß der deutschen Mission so und so viele ihrer Arbeitsgebiete verloren gegangen sind, daß die wirtschaftliche Not zu den einschneidendsten Beschränkungen und Umstellungen des Missionsapparates zwingt, ist noch das Allerwenigste. Missionsgeschichtlich weit bedeutsamer sind die inneren Wandlungen, welche sich unter dem Einfluß des Krieges in der Mission mit Notwendigkeit durchsetzen müssen, wenn anders die Mission eine lebendige Kraft für die Welt ist und die Zeichen der Zeit zu deuten weiß.

Es handelt sich, wie mir scheint, für die Mission kurz gesagt um eine neue Einstellung auf das Problem der Menschheit. Zwar haben Mission und Menschheit von jeher zusammengehört, ja Mission ist ohne den Menschheitsgedanken überhaupt nicht denkbar. „Also hat Gott die Welt geliebt" — „Gehet hin und lehret alle Völker" — das bezeichnet den Mutterschoß, aus dem alle Mission geboren ist. Aber dieser Menschheitsbegriff war zunächst nur indirekt gewonnen, auf dem Umweg über den Gottesgedanken. Die Menschheit war nichts konkret Gegebenes, sie war ein Gegenstand des Glaubens, war ein Ideal. Praktische Bedeutung hatte dieses Menschheitsideal nur insofern, als der Missionar daraus den Mut zog, irgendwohin ans Ende der Welt zu reisen und da Hottentotten oder Chinesen zu predigen. Die Praxis der Mission galt zunächst einzelnen Individuen, später bestenfalls auch Stämmen oder Völkern, nicht aber der Menschheit. Diese stand nur als Begriff am Anfang des Ganzen und tauchte erst im eschatologischen Bilde zu allerletzt noch einmal auf.

Das bedeutet für die bisherige Mission keinen Vorwurf. Im Gegenteil: sie hat darin ihre Treue bewiesen, daß sie ihre Arbeit und Liebe genau dem Objekt zuwandte, das ihrem Blick erkennbar war: die Herrnhuter des 18. Jahrhunderts der einzelnen Negerseele, die Barmer des 20. dem Battakvolke.

Nun aber ist eben mit dem Weltkrieg ein neues Objekt in den Gesichtskreis getreten: die Menschheit selbst, nicht mehr nur als Glaubenspostulat, sondern als geschichtliches Datum. Erst seit 1914 schreibt man im Vollsinn des Wortes Weltgeschichte. Gewiß ist darüber Niemand leichter hinwegzutäuschen als wir betrogene Deutsche. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß die Völkerwelt heute zum erstenmal, aber von jetzt ab für alle Zukunft, eine große Masse ist, in der alle Teile zusammenhängen, in der jede Bewegung wirtschaftlicher, politischer oder geistiger Art stets das Ganze durchzittert.

Doch nicht nur die Menschheit ist aus dem Reiche der Ideen in die Erscheinung getreten, sondern mit ihr sofort auch die ganze Schwere ihrer Not, ihre abgrundtiefe Verlorenheit — auch dies die wunderbare Bestätigung dessen, was die Aufrichtigen und Ernsten aller Zeiten ahnend erkannt hatten. Wir sehen es heute vor Augen, daß unsere Not nicht Einzelnot, auch nicht nur Volksnot ist, sondern daß wir alle, und jedes Volk der Erde, verstrickt sind in den großen Zusammenhang der allgemeinen Menschheitsnot. Es gibt kein politisches oder wirtschaftliches, kein sittliches und religiöses Elend mehr, das noch auf lokaler, ja auch nur auf nationaler Basis zu beheben wäre. Die Not ist kosmisch und ist auch nur kosmisch zu lösen.

Damit werden die geographischen Schranken hinfällig, die dem Begriffe der Mission zwar nicht bei Paulus, wohl aber seit der Zeit anhafteten, wo man die Erde einteilte in Christenheit und Heidenwelt. Der Unterschied von äußerer und innerer Mission hört auf: „der Acker ist die Welt". Was jetzt nottut, ist nicht einfach Propaganda, nicht Ausbau einzelner Missionswerke und -werkchen, — jedenfalls nicht als Selbstzweck —, sondern es ist der Zusammenschluß aller derer, welchen diese Not der Menschheit auf der Seele brennt, und die den Wagemut des Glaubens und der Liebe haben zu gemeinsamem Kampf, daß diese Menschheit nun das werde, was sie werden soll.

Wo diese Kämpfer stehen, das ist Nebensache. Wichtig ist nur, daß sie möglichst überall vertreten sind und daß sie mit Bewußtsein für die Menschheit kämpfen, seis hier in Deutschland oder drüben in China. Und da die Missionare nun schon einmal über die Welt hin zerstreut sind, so richtet sich die Forderung der neuen Zeit an sie in erster Linie.

Doch nicht an sie allein, überhaupt nicht allein an die Christen. Die Not der Gegenwart ist so dringend, die Mächte, die auf weitere Verfeindung, Verwüstung und Schändung der Menschheit hinarbeiten, sind so gewaltig, daß der Versuch sich lohnt, auch denen die Hand zu reichen, die, wenngleich nicht Christen, doch zu demselben Kampf entschlossen sind und die für diesen Kampf aus ihrem Glauben Mut und Kraft zu schöpfen wissen. Es gibt auch heute, namentlich in den großen Völkern Asiens, genau so wie im Altertum, Persönlichkeiten, die mit der Tat „beweisen, des Gesetzes Werk sei beschrieben in ihren Herzen", und die uns in dem Kampf wertvollste Bundesgenossen werden können.

Das schadet der Mission nicht, das ist im Gegenteil Mission im besten Sinne. Noch immer leidet die Mission an dogmatischen Deduktionen, die zu der Auffassung führen, als sei es ihre erste Aufgabe, das „Heidentum“ zu bekämpfen, also auch Religionen wie den Buddhismus oder Konfuzianismus. Das ist aber eine verkehrte Front. Denn der Feind ist nicht die fremde Religion; der Feind ist der Unglaube und die Sünde. Mein Freund Kanso Utschimura in seiner paradoxen Weise pflegte im Gespräch mit Missionaren oft zu sagen: es kommt nicht darauf an, Christen zu machen, sondern gute Menschen. Und gewiß sind durch ihn mehr Japaner wahre Christen geworden als durch irgend einen Missionar.

Freilich ist in jenen Religionen viel Verderbnis, wie in der christlichen auch. Aber das Göttliche in ihnen hat Anspruch auf Achtung und Liebe, zumal seitens der Jünger dessen, der „nicht gekommen ist, aufzulösen, sondern zu erfüllen“. Wir brauchen deshalb um die Ueberlegenheit des Christentums nicht bange zu sein. Es wird sich schon noch zeigen, wo nun die größere Kraft der Weltüberwindung und Welterneuerung liegt. Aber ganz gewiß zeigt dies sich nicht im Religionsgezänk, sondern dann, wenn Alle gemeinsam Hand anlegen zu dem Kampf, der ihnen gleichermaßen am Herzen liegt. Gerade da ist der Boden, wo der Beweis des Geistes und der Kraft zu führen ist, und dieser ist es ja allein, der durchdringt.

Darum liegt von seiten der Mission gewiß kein Grund vor, sich gegen den Gedanken eines religiösen Menschheitsbundes spröde zu verhalten. Derselbe eröffnet ihr im Gegenteil einen Ausblick auf neue Arbeitsmöglichkeiten, und wenn sie ihn tätig aufgreift, wird sie und die Menschheit den Segen davon haben. Wilhelm Gundert

Zwei Legenden vom Lebensgefühl

1

Jesus schritt mit seinen Jüngern durch den hellen Sommertag. Die Felder um sie blühten in Duft und leuchtender Schöne. Da sahen sie einen Jungen am Wegrande, der lag da zwischen Blüten und nickenden Gräsern. Sonnenglanz umflutete ihn, Schmetterlinge taumelten wie trunken über ihn hin, und die Roggenfelder rauschten und raunten ihm ihre heimlichen Lieder zu. Und der Junge lag da lauschend und träumend, und seine Augen tranken den Glanz der blauen Himmel. „Steh auf, arbeite und lern!“ rief ihm ein Jünger zu.

Jesus aber hielt ihn zurück und sprach: „Schilt mir den Träumer nicht! Siehst du nicht, wie die Tore seiner Seele weit offen stehen, und die Welt mit all ihren Wundern klingenden Spieles in ihn einzieht und Feste in ihm feiert! Wahrlich, ich sage euch, in dem die Schönheit der Welt nicht blüht, in dem reift auch nicht die Erkenntnis Gottes: denn Gott und die Welt sind eins!“

2

Jesus ruhte mit den Seinen im Felde. Da sprang einer auf: „Unter mir klopft es in der Erde wie mit einem Hammer!“

Ein Jünger nach dem andern legte sich auf die Stelle und preßte sein Ohr an die Erde, daß er das Wunder vernehme. Und dann standen sie alle da und sahen einander an.

„Ihr Toren“ schallt Thomas sie „es ist euer eigen Herz, das da gepocht hat!“

„Nein“ eiferte Petrus „aus der Erde kams, es war der Herzschlag der Welt!“ „Oder gar der Pulsschlag Gottes!“ meinte Johannes versonnen.

„Das sagt dasselbe!“ wehrte sich Petrus, und er dachte der Worte Jesu: Gott und die Welt sind eins!

Da wandte sich der Herr an ihn: „So wärest du auch Gottes, da du doch ein Körnlein der Welt bist!“

„Nein, Herr!“ rief Petrus voll Demut, „Gott ist nur in der Reinheit und Güte der Welt und des Lebens lebendig; ich aber bin voll Schutt und Geröll!“ Und er fiel vor Jesus nieder und stammelte voll gläubiger Inbrunst: „Gott! du mein Gott!“

Köln-Dellbrück Wilhelm Lennemann

Die Richtungen der alttestamentlichen Forschung

haben sich, wie bereits in Nr. 45 Sp. 828 dieser Zeitschrift kurz mitgeteilt worden ist, am 29. September 21 in Leipzig zu einer gemeinsamen Tagung zusammengefunden und dort unter allgemeinem Beifall ihre Uebereinstimmung in wesentlichen Grundzügen festgestellt. Der Vortrag über „Die Zukunft der alttestamentlichen Wissenschaft“, den Professor Kittel aus Leipzig bei dieser Gelegenheit gehalten hat, ist inzwischen in der „Zeitschrift für alttestamentliche Wissenschaft“ und im besonderen Druck*) erschienen. Bei der über das Sonderfach herausgehenden Bedeutung der Sache komme ich hier darauf zurück.

1. Eine solche Rede ist natürlich nicht dazu bestimmt, den Fachgenossen etwas Neues zu sagen. Wenn sie trotzdem einen so starken Eindruck machte und ihn auch jetzt noch auf den Leser behauptet, einen noch größeren aber auf den Laien ausüben würde, dem sie etwa zu Gesicht käme, so erklärt sich das aus mancherlei Gründen. Auf die Versammlung wirkte der Ernst und die Würde des Vortragenden, besonders im letzten Teil, wo er von den Zielen der Wissenschaft sprach; beim nachträglichen Lesen tritt vielleicht noch stärker die Klugheit und Feinheit hervor, mit der er eine nicht ganz leichte Aufgabe löst und eine nicht ganz einfache Stellung, die von mehreren Seiten zugleich angefochten wird, ohne viel Worte davon zu machen, geschickt verteidigt. Wichtiger aber als beides ist, daß hier ein Mann spricht, der als einer der Führer der „Positiven“ gilt, und der sich zu den übrigen Richtungen so ganz anders stellt, als es etwa „positive“ Laien erwartet hätten! Und auch dem Sachkundigen, dem diese neuere Wendung konservativer Gelehrter nicht ganz unbekannt geblieben ist, und der sie seit einiger Zeit allmählich hat heraufziehen sehen, ist doch die Deutlichkeit und Entschiedenheit, mit der sie jetzt ausgesprochen wird, eine höchst willkommene Ueberraschung.

Es ist doch noch gar nicht so lange her, daß kirchliche Kreise bei Wellhausen und seiner Schule nichts als Zerstörungssucht und Unglauben fanden, und in manchen Kirchenzeitungen klingt das noch lebhaft genug nach. Davon aber ist hier keine Rede mehr! Diese neuen „Positiven“ sind vielmehr, wie es Kittel selber erklärt, von der Wellhausenschen Schule „vielfach angeregt und von ihr lernend“! Er bemüht sich sichtlich, in großen Worten von dem unsterblichen Verdienst des außerordentlichen Mannes zu reden. Noch mehr wird den Laien und den — Kirchenpolitiker Kittels Stellung zur „religionsgeschichtlichen Schule“ verwundern und den und jenen vielleicht auch entsetzen! „Wenn man heute“ so sagt er von ihren ersten Anfängen „den Sachverhalt mit Ruhe überblickt, kann man schwer verstehen, was eigentlich an diesem Programm an sich zu beanstanden und zu bekämpfen gewesen wäre“. Ja, er gesteht es unumwunden zu, daß diese Schule über beide ältere Richtungen, d. h. die konservative und die Wellhausensche, hinaus ein „Fortschritt“ gewesen ist, und daß gegenwärtig manche „positive“ Forscher — Kittel vermeidet, offenbar absichtlich, diesen Namen — mit ihr „in manchen Punkten Hand in Hand gehen“. Wie zahlreich und bedeutsam aber diese Punkte der Gemeinschaft sind, erkennt man sowohl aus der im Wesentlichen gleichen Kritik des Wellhausenschen Kreises, die Kittel einschiebt, als auch aus den positiven Zielen künftiger Forschung, die er aufstellt. Wenn er dabei mit großem Nachdruck fordert, daß die Wissenschaft von der Kritik zur Sache, vom Buche in das Leben, von der Bibel in die Frömmigkeit selber führen müsse, so wiederholt er dabei Sätze, die gerade aus dem Kreise der „religionsgeschichtlichen Schule“ hervorgegangen sind. Wenn die bestehenden Richtungen unserer Wissenschaft aber so anerkennend über einander reden, dann läßt sich wirklich ein Frieden schließen! Dann können sie in gutem Einvernehmen neben und mit einander arbeiten, jede ihr Sondergut pflegend und doch im Tiefsten einig; ihre Einheit aber muß bestehen, wie Kittel es selber ausspricht, in „der historisch-kritischen Methode und den religionsgeschichtlichen Errungenschaften“. Und auch die letzte und höchste Aufgabe, die er zum Schluß so eindrucksvoll darstellt, muß allen Richtungen gemeinsam

*) Gießen, Töpelmann 1921. 20 S. 3,30 Mk.

sein. Diese aber besteht, um es mit einem Worte zusammenzufassen, in dem Nachweis, daß die alttestamentliche Religion an der Spitze aller alten Religionen steht: „das Werkzeug in der Hand des Meisters“, „die absolute Religion heraufzuführen“. Denn auch hierin sind wir Andern völlig einverstanden.

Nun würde es freilich verfrüht sein, über diesen „Frieden im Alten Testament“ allzusehr zu frohlocken. Denn es sind nicht alle „positiven“ Alttestamentler in Leipzig zugegen gewesen, und mancher der Abwesenden mag an Kittels entgegenkommenden Worten mehr oder weniger schweren Anstoß nehmen. Dem wäre freilich entgegenzuhalten, daß zwar einige Aeltere und Aelteste fehlten, daß aber gerade die junge Welt reichlich vertreten war. Wichtiger ist, daß auch in Kittels Aeußerungen einige Einschränkungen und Verwahrungen eingestreut waren, und daß er trotz der Gemeinsamkeit unter den Schulen an gewissen „grundsätzlichen Unterschieden der Betrachtungsweise“ festhält, nur daß er es nicht für geziemend gehalten hat, sie seinerseits für dies Mal hervorzukehren. Mögen nun auch solche Abweichungen der „Positiven“ von den Andern wirklich vorhanden sein, so kann doch kein Zweifel daran aufkommen, daß sie bei Männern wie Kittel nur die Beurteilung der Dinge betreffen, ferner, daß sich die Schulen auch hierin deutlich genähert haben, und schließlich, daß sie in der eigentlichen Forschungsarbeit so gut wie gar nicht hervortreten. Der ehemals angeblich so „breite Graben“, der uns trennte, ist doch recht schmal geworden.

2. Am Anfang seines Vortrages hat Kittel die Frage aufgeworfen, wie die drei Richtungen im Alten Testament entstanden sind. Nun war es leicht, den Ursprung der Wellhausenschen Schule darzustellen, der völlig durchsichtig und längst allgemein bekannt ist; und auch die Kritik, die er hinzufügte, ist nichts Neues mehr. Um so wichtiger wäre es gewesen, die innere Geschichte der konservativen Forscher in den letzten Zeiten zu schildern; hat doch diese Richtung und gerade die von Kittels Art eine tiefgreifende Umwandlung erlebt. Gerade hierüber hätten wir bei Kittel etwas zu hören gewünscht, um so mehr, als sich diese Dinge einigermaßen in der Stille vollzogen haben, und hier hätte er als Mitbeteiligter und Augenzeuge zuverlässige Auskunft geben können. Wie hätten wir gelauscht, wenn er uns erzählt hätte, welche Erwägungen es gewesen sind, die in Einigen, aber gerade in den Führern, solchen Umschwung herbeigeführt haben, so daß die Richtung gegenwärtig höchst verschiedene Geister umschließt. Aber er bietet über diese Dinge nur wenige Andeutungen.

Um so mehr redet er von der „religionsgeschichtlichen Schule“. Nun ist es eine wohlbekannte Wahrheit, daß man über kein Zeitalter der Geschichte so schlecht unterrichtet zu sein pflegt als das unmittelbar vorhergehende. Auch der Laie wird sich über solchen, vielleicht zunächst auffallenden Satz nicht wundern, wenn er bedenkt, daß es eine zusammenhangende Darstellung der jüngsten Vorzeit noch nicht geben kann, sondern daß man den Stoff dazu an mannigfaltigen Stellen aus Aufsätzen, Artikeln, Bücherbesprechungen, Vorreden, gelegentlichen Bekenntnissen, kleineren Schriften zusammensuchen muß, sofern man nicht einen bequemeren Weg vorzieht und einfach der eigenen, aber vielleicht irrenden Erinnerung folgt. Dazu kommt, daß bei der Betrachtung des soeben Vergangenen, das in der Gegenwart noch lebendig nachwirkt, auch die heutzutage herrschenden Zu- und Abneigungen nur schwer auszuschalten sind. So kann es geschehen, daß sich über die Vorgänge der letzten Zeit mehr oder weniger naheliegende Mißverständnisse festsetzen. Kein Wunder, daß sich auch die „religionsgeschichtliche Schule“, zumal sie bei ihrem ersten Auftreten den Zeitgenossen höchst überraschend kam und sofort in heftige Kämpfe verwickelt ward, gewisse Mißdeutungen über ihre Entstehungsgeschichte und ihre Grundgedanken hat gefallen lassen müssen, so daß sogar einige ihrer Mitglieder die ursprüngliche Linie nicht immer in völliger Reinheit innegehalten haben. Um dem entgegenzutreten, haben ihre Vertreter und Freunde mehrfach den Ursprung und eigentlichen Sinn ihres Programms dargelegt; genannt seien Greßmanns Buch „Albert Eichhorn und die religionsgeschichtliche Schule“ 1914, Rades Artikel in der „Religion in Geschichte und Gegenwart“ über „Religionsgeschichte und Religionsgeschichtliche Schule“, Strathmanns Aufsatz in der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift Band 30 S. 193 ff.; ferner folgende Veröffentlichungen von mir: Deutsche Literaturzeitung“ 1904 Sp. 1110 ff.; „Die Religionsgeschichte und die alttestamentliche Wissenschaft“ 1910; Deutsch-Evangelisch, Band 5 S. 385 ff.; „Wilhelm Bousset“, Gedächtnisrede 1920. Man sieht an dieser Aufzählung, die sich leicht noch vermehren würde, daß wir es an dem Versuch, Klarheit über unsere Bestrebungen zu verbreiten, nicht haben fehlen lassen. Aber alle diese Veröffentlichungen haben wenig genug genützt, und die Mißverständnisse dauern fort. So muß der Unterzeichnete als einer von denen, die diese Anfänge noch mit erlebt haben und von ihnen Zeugnis ablegen können, feststellen, daß Kittels Auffassung der Sache zwar weitverbreitet ist, aber dennoch auf Irrtum beruht. Die „Schule“ entstand nicht, wie er es beschreibt, durch den Einfluß der orientalischen Ausgrabungen (Tell-Amarna) und Entdeckungen, auch nicht durch den der „Allgemeinen Religionsgeschichte“, mit der sie zunächst nichts zu tun hatte, sondern sie war eine durchaus innertheologische Bewegung; sie entstand durch eine innere Wandelung, die bereits in der Mitte der achtziger Jahre, ganz ohne diese Einwirkungen, in einem Freundeskreise junger Theologen begonnen hatte. Sie bezog sich zunächst auch nicht sowohl auf das Alte, sondern das Neue Testament. Sie strebte aus der Engigkeit der Schranken des damaligen wissenschaftlichen Betriebes in die Weite und Freiheit; heraus aus den Schranken des Kanons und des kirchlichen Dogmas über die Bibel, aus der Einseitigkeit der dogmatisierenden „Biblischen Theologie“ und allzu philologischen Literarkritik, aus einer allezu spitzfindigen oder modernisierenden Schrifterklärung, aus alledem, was uns von der Erfassung der biblischen Religion trennte, auch aus der Isolierung des Alten und Neuen Testaments von seinen durch die Geschichte gegebenen Verbindungen mit andern Religionen, mitten hinein in den flutenden Strom der wirklichen Geschichte der biblischen Religion. Denn das war unser eigentlichstes und letztes Bestreben, die Religion selber in ihrer Tiefe und Breite zu erfassen, dies aber, so waren wir aufs innigste überzeugt, konnte nur geschehen, wenn wir versuchten, sie in ihrer Geschichte zu belauschen. Wenn wir also damals „Religionsgeschichte“ auf unser Banner schrieben, so dachten wir nicht an eine „Geschichte der Religionen“, sondern an eine Geschichte der biblischen Religion. Was damals geschah, war also nicht, daß der Forschung neue Erkenntnisse von außen her zukamen, sondern daß sich die jungen Forscher selber änderten (vgl. Die Religionsgeschichte und die alttestamentliche Wissenschaft S. 6). Wir selber hatten schon in uns die Schranken durchbrochen, als uns, höchst erwünscht, neuer, reicher Stoff aus dem Orient zuströmte. Demnach ergibt sich auch — ein Satz, den wir bereits — wie oft! — ausgesprochen haben, daß uns die Frage nach dem Verhältnis der biblischen zu den übrigen Religionen von Anfang an nur eine unter den andern gewesen ist.

Noch eigentümlicher aber erscheint mir, wie sich das Bild von der weiteren Geschichte der neuen Forschung in der Erinnerung in der Gegenwart bereits verschoben hat. Nach der Darstellung Kittels brauchte man die neuen Forderungen nur aufzustellen, so fielen ihnen schon die übrigen Forscher zu! Es „bestrebten sich alle, die wissenschaftlich am Alten Testament arbeiteten, ihre Arbeit auch religionsgeschichtlich einzustellen“. So ist es „tatsächlich von selbst so gekommen, daß eine religionsgeschichtliche Schule eigentlich nur im Programm und auf dem Papier existierte, im Leben aber nicht“. Und darum sollte man der Richtung nicht einmal mehr ihren bisherigen Namen geben, sondern sie vielmehr die „ästhetisch-folkloristische“ (volkskundliche) nennen, da sie sich besonders mit solchen Fragen beschäftigt habe.

Sehr viel anders ist nun freilich das Bild, das uns, die wir diese Dinge am eigenen Leibe erfahren haben, im Gedächtnis vorschwebt! Welche schweren Kämpfe haben wir die Jahrzehnte hindurch gegen allerlei Verkennungen und Verlästerungen führen müssen! Die „Religionsgeschichte“ war den „Positiven“

ein Aergernis und den Wellhausianern eine Torheit. Der Feinde waren viel, und der Freunde wenig; daran, daß damals die Christliche Welt über uns die Hand hielt, denken wir noch in Dankbarkeit. Sollten aber alle diese Anfechtungen, die gar nicht immer so ganz leicht zu ertragen waren, über uns gekommen sein, weil wir ein wenig Volkskunde und Aesthetik trieben? Nun ist es gewiß richtig, daß im Laufe der Zeit neben die „Religionsgeschichte" die biblische „Literaturgeschichte" getreten ist, auch diese nicht aus Beeinflussung von außen her, sondern wesentlich aus innerbiblischen Beobachtungen entstanden, als eine unentbehrliche Begleiterin der Geschichte der Religion, denn ohne die Erkenntnis der Formen kann es auch keine Erkenntnis des Stoffes geben. Und solche Erforschung der Formen kann nicht ohne folkloristische und ästhetische Beobachtungen bestehen. Trotzdem beharre ich in der Hoffnung, daß uns eine gerechte Nachwelt das Banner „Religionsgeschichte", das wir einst als Jünglinge aufgeworfen und als Männer hochgehalten haben, nicht aus der Hand nehmen wird. Und auch darauf möchte ich vertrauen, daß man in gar nicht mehr so langer Zeit auch die wissenschaftliche Behandlung der literarischen Formen als eine unumgängliche Vorarbeit für die Erkenntnis der gesamten Literatur und auch der großen Schriftsteller allgemein anerkennen wird: diese literarische Forschung, einstweilen noch unser Sondergut, wird es nicht lange mehr bleiben.

Doch nun genug von der Vergangenheit! Vergessen wir, was dahinten ist, und schlagen ehrlich ein neues Blatt auf. Denn ich glaube, auch im Namen meiner Freunde reden zu können, wenn ich versichere, daß wir gern zu friedlicher Zusammenarbeit mit den andern Richtungen bereit sind, freilich unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß auch sie die neue Stellung zu uns mit der Tat beweisen.

Halle Hermann Gunkel

Die evangelische Theologie an der Universität Frankfurt am Main

Mit staatlicher Genehmigung, aber aus freiwilligen Mitteln begründet, ist im Jahre 1914 die Universität Frankfurt am Main eröffnet worden. Ohne eine theologische Fakultät. Pfarrer D. Erich Foerster, der sich als Privatdozent habilitierte, dann den Professortitel und, als er den ehrenvollen Ruf in den Preußischen Evangelischen Oberkirchenrat abgelehnt hatte, auch ein festes Honorar erhielt, hatte von Anfang an einen Lehrauftrag für Kirchengeschichte und Religionswissenschaft, gehört aber der philosophischen Fakultät an.

Nachdem bereits eine Reihe namhafter Gelehrter und Schriftsteller, die versammelten Rektoren der sämtlichen preußischen Universitäten (1911) und der Evangelische Bund zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen für eine theologische Fakultät in Frankfurt eingetreten waren, erhob im November 1913 die höchste parlamentarische, gesetzgebende Körperschaft der Frankfurter evangelischen Kirche, die Evangelische Bezirkssynode, einmütig dieselbe Forderung und wandte sich deswegen an den Großen Rat der Universität, an das Konsistorium, die Staatsregierung und die große Oeffentlichkeit, um zu verhüten, „daß die Religion von der wissenschaftlichen Arbeit ausgeschlossen bleibe, und die anderen Fakultäten den befruchtenden Einfluß der evangelischen Theologie dauernd entbehren müssen". An diesen Beschluß knüpfte sich eine längere Pressefehde, innerhalb deren ein Anonymus in der Frankfurter Zeitung die Forderung einer theologischen Fakultät als einen „Mangel an Toleranz" hinstellte. Der Große Rat der Akademie gab zunächst keine Antwort. Der Kultusminister erkannte im Frühjahr 1914 bei den Ausschußverhandlungen des Abgeordnetenhauses ausdrücklich an, daß eine theologische Fakultät für den Organismus einer Volluniversität notwendig, auch für die Universität Frankfurt keineswegs ausgeschlossen sei, vertrat aber zugleich den Standpunkt, daß die Verwirklichung des Wunsches von der Beschaffung der erforderlichen Mittel abhängig sei, diese aber nach der vorläufigen Sachlage — entsprechend dem Charakter der ganzen Universität Frankfurt — aus freiwilligen Mitteln zu geschehen habe. Aehnlich war die Stellung der nationalliberalen Partei, während das Zentrum eine theologische Fakultät für notwendig erklärte, die konservative Partei ihre Gründung aus Staatsmitteln forderte. Die endgültige Entscheidung sollte vom Abgeordnetenhause im Herbst 1914 nach dem Berichte der Budgetkommission getroffen werden. Es war gar nicht unwahrscheinlich, daß schließlich die theologische Fakultät doch aus Staatsmitteln errichtet würde. Da brach der Krieg aus. Die Angelegenheit kam vorläufig zum Stillstand. Für eine Agitation und Sammlung waren die Zeitumstände ungünstig.

Die im Januar 1917 wiederum versammelte Bezirkssynode nahm den Faden wieder auf, erneuerte bei den zuständigen Stellen die Bitte um eine theologische Fakultät und beschloß die Begründung eines Reformations-Jubiläums-Fonds zu ihrer Errichtung. Dieser Plan ließ sich freilich bei der Schwierigkeit und Unsicherheit der letzten Kriegszeit und bei dem schmerzlichen Ausgang des Krieges und der damit verbundenen Staatsumwälzung nicht durchführen. Einen neuen Anstoß aber empfing die Angelegenheit durch die Vertreibung der deutschen Professoren von der Universität Straßburg. Eine Eingabe vom Februar 1919, die den Senat der Universität bat, zu prüfen, ob nicht die aus Straßburg vertriebenen evangelischen Theologieprofessoren an der Frankfurter Universität eine neue Heimstätte finden könnten, traf freilich bei Rektor, Senat und Kuratorium auf freundliches Entgegenkommen, hatte aber keinen Erfolg, da die erforderlichen Geldmittel fehlten und die vertriebenen Professoren bald anderwärts einen neuen Wirkungskreis erhielten. Ein hochherziger Geber, der auch nur Einen Lehrstuhl gestiftet hätte (man rechnete damals 250 000 Mk. dafür), fand sich nicht.

Nun ist im letzten Jahre die Angelegenheit auf andre Weise wieder in Fluß gekommen. Dem Bischof von Limburg gelang es, indem er seinerseits einen größeren jährlichen Beitrag in Aussicht stellte, das Kuratorium zu bestimmen, daß es für eine katholische Weltanschauungsprofessur jährlich 8000 Mk. bewilligt. Der Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung gab dazu seine Zustimmung. Unter diesen Umständen erneuerte der Bezirkssynodalvorstand sofort die Bitte um Errichtung einer evangelisch-theologischen Fakultät, forderte aber um der Parität willen mindestens den gleichen Betrag für die evangelische Theologie. Diesem Ersuchen konnte sich das Kuratorium nicht entziehen, zumal auch die jüdische Religionsgesellschaft bald einen Betrag für eine israelitische Weltanschauungsprofessur bereitstellte und vom Kuratorium 8000 Mk. zugesichert erhielt. Der Minister stimmte nunmehr diesen beiden Weltanschauungsprofessuren zu und ließ sich die Vorschläge des katholischen Bischofs und der israelitischen Religionsgesellschaft gefallen. Aus Gründen der Parität legte er bei der philosophischen Fakultät die Errichtung auch einer evangelischen Weltanschauungsprofessur an. Die philosophische Fakultät widersetzte sich den beiden in Aussicht genommenen Weltanschauungsprofessuren an der Universität nicht, erklärte aber, grundsätzlich sie in ihren eignen Bestand nicht aufnehmen zu können, da sie von fremden Instanzen besetzt werden sollten. Eine evangelische Weltanschauungsprofessur aber erklärte sie für unzweckmäßig. Aus praktischen Gründen, nämlich um auch Theologen und künftigen Religionslehrern, namentlich jungen Leuten aus Frankfurt und Umgegend wenigstens einige Semester hindurch das Studium in Frankfurt zu ermöglichen, schlug sie dem Minister vor, außer dem bereits dem Professor Pfarrer Foerster übertragenen Lehrauftrag noch drei andre Lehraufträge zu erteilen, nämlich für Neues Testament, systematische Theologie und Religionspädagogik.

Die am 9. Januar d. J. versammelte außerordentliche Frankfurter evangelische Bezirkssynode hat mit Freuden von dieser Stellung der philosophischen Fakultät Kenntnis genommen und für die 3 beantragten, neuen Lehraufträge ihrerseits einen jährlichen Beitrag bis zu 12000 Mk. zur Verfügung gestellt. Das Kuratorium der Universität zu gleichem Zwecke 8000. Geht der Minister, wie wir hoffen, auf diese Pläne und Anträge ein, so ist damit eine evangelische theologische Fakultät wenigstens in embryonaler Form gesichert.

Frankfurt a. M. Wilhelm Bornemann

Erwiderung auf den Artikel von Emil Fuchs in 1921 Nr. 52

Sehr geehrter Herr Fuchs!

Ihr Artikel in der Christlichen Welt über die Abschaffung des Bußtags und Reformationsfestes und im Anschluß daran über Christentum, Gewissen und soziale Frage hat in mir einen so lebhaften Widerhall geweckt, daß mich mein Gewissen zu einem Worte der Zustimmung, die Erfahrung des Lebens, wie es die letzte Zeit für meine — ich darf wohl den Leserkreis der Christlichen Welt ins Auge fassend sagen: unsre — soziale Schicht gestaltete, zu einem Worte des Widerspruchs veranlaßt.

Wenn es in dem Artikel heißt, viel schwerer noch, als die politische Linksstellung vertrüge sich mit dem Christentum — ich darf wohl ergänzen: dem Christsein — die stillschweigende Duldung der seitherigen (kapitalistisch orientierten) Weltordnung, so stimme ich dem weithin zu. Seit früher Jugend bedrückte mich jeder Schimmer von Behagen, jeder Anschein von Luxus als ein unversöhnlicher Widerspruch zum Christentum, auf das ich getauft wurde und zu dem ich mich bekenne, trotzdem weise und im besten Sinne des Worts fromme Menschen, darunter Naumann und Traub und sozialgesinnte Nationalökonomen wie Sombart, stellenweise sogar Marx, die Berechtigung und Notwendigkeit des Luxus nachgewiesen haben. So stehe ich auch darin zu dem Artikel, daß ich es ganz als gerecht und in der Ordnung empfinde, wenn unsre sogenannte gebildete Mittelschicht ihr gerütteltes Maß an der äußeren Not der Gegenwart mitzutragen und sich klaglos dem großen Heer des arbeitenden Deutschland einzureihen hat. Wir müssen dabei freilich von freudigem, freiwilligem Dienst zum Erwerb übergehen. Das fällt gerade denen schwer, die lieber und eher an Andre denken als an sich, und wer wie Schreiberin dieses mit Frauen, die seit Jahren in der Industrie arbeiten, in persönliche Berührung kommt, wird gewahr, daß bei der an Marx orientierten allgemeinen Erwerbsarbeit viel mehr brutale Selbstsucht und Ell-

bogenmoral gefordert und geübt wird, als bei der — teilweise — freiwilligen Arbeit, die von den Frauen unsrer von Ihnen zum Kapitalismus gezählten Mittelschicht vor dem Umsturz geübt wurde. Teilweise: denn eine große Anzahl von uns Gelehrten-, Pfarrers-, Lehrers- und Beamtentöchtern befand sich schon viele Jahre vor 1918 in verdienender Stellung als Stützen der Hausfrau, oder im Kontordienst. Bevorzugte, die das Lehrerinexamen machen durften, lernten auch, sofern sie etwa als Erzieherinnen in reichen Häusern tätig waren, zur Genüge die Abhängigkeit vom „ehernen Lohngesetz" kennen. Wieder Andre standen als Krankenpflegerinnen, Kindergärtnerinnen, Leiterinnen der jetzt immer mehr verschwindenden Anstalten für die vom Leben Verkürzten — unmittelbar im Dienste der christlichen Liebe. Leicht war und ist dieser Dienst ganz gewiß nicht. Weil er aber als Dienst aufgefaßt wurde, haben die Meisten derer, die sich ihm verschrieben, alle Bitternis und alles Schwere still und mutig auf sich genommen und sich nur sehr schwer entschlossen, auf irgendwelche Milderung der Härten, Besserung ihrer sozialen Lage zu dringen.

Jetzt ist an die Stelle des Dienens das Verdienen getreten. Wer noch vom Dienen spricht und dienen will, der wird ausgelacht. Ich habe das selbst erfahren und stelle also nicht aus grauer Theorie, sondern aus unmittelbarer Lebenserfahrung heraus die Frage: „Ist wirklich die von der Sozialdemokratie angestrebte Weltordnung eine solche, die uns der Verwirklichung des im Evangelium geoffenbarten Gotteswillens näherführt als die seitherige, die Sie, sehr geehrter Herr Pfarrer, als die kapitalistische bezeichnen?" Vor Jahren, als ich, von Sombart zu Marx gelangend, theoretisch „Das Kapital" studierte, war ich nahe daran, diese Frage unbedingt zu bejahen. Jetzt, da ich selbst in die Ellenbogenmoral des Erwerbslebens hineingesehen und mich den Erwerbenden angeschlossen habe, überwiegt der Zweifel den Glauben an die Uebereinstimmung der neuen Gesetze mit denen des Evangeliums.

Sie müssen es aber besser wissen. Wenn Sie als Theologe und Pfarrer den Schritt getan haben, die neue Ordnung durch Ihre eigene Mitarbeit tragen und verwirklichen zu helfen, dann müssen doch in der bisherigen Ordnung widerchristliche Momente vorhanden gewesen sein, die sich nur dem Blick des Seelsorgers offenbaren, uns Laien aber verborgen bleiben. Davon bin ich angesichts des tiefen Ernstes Ihrer Auffassung vom Christentum überzeugt.

Ich glaube im Sinne und vielleicht auch im Namen Vieler, denen gleich mir die Verwirklichung der Lehre Christi im Leben „die vornehmste Sorge" ist — wie es in unserm württembergischen Konfirmationsbüchlein heißt — eine Frage stellen zu dürfen, deren Beantwortung — wenigstens für mich — darüber entscheiden soll, ob es Christenpflicht ist, sich zur Sozialdemokratie zu bekennen oder nicht: Haben Sie wirklich als Pfarrer und Seelsorger die Erfahrung gemacht, daß die neue, mit dem für uns Schwaben sittlich als sehr schwer empfundenen Opfer der Fürstentreue erkaufte neue Staats- und Weltordnung uns dem auf Selbstlosigkeit gegründeten Christentum näherbringt? Uns einfache Laien, die wir nicht über dem Chaos dieser Zeit stehen, sondern mittendrinstecken?

Im Voraus dankt aufrichtig für Beantwortung der Frage, die für mich wie Viele eine religiöse Lebensfrage bedeutet

Cannstatt Terese Köstlin

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. In Nr. 47 d. v. J., 24. November-veröffentlichten wir Nachrichten über „Folgen des Reichs-Branntwein, Monopols". Sie standen auch im Berliner Tageblatt zu lesen, und wo sonst. Wir meinten, sie müßten dem deutschen Leser, der nicht gegen die Alkoholgefahr blind ist, eine Welle der Angst und des Zorns zu Kopfe steigen lassen. Wir meinten, eine leidenschaftliche Erörterung müsse sich an diese Enthüllungen anschließen. Und unsre Leser fragten wir, recht aus der Not eigner Ratlosigkeit heraus: „Was tun wir gegen diese Verblendung? Wie schützen wir unser Volk vor dieser Sündflut?" — Die leidenschaftliche Welle ist ausgeblieben. Und aus unserm Leserkreise erhielten wir nur die Aufforderung, den Verband abstinenter Pastoren zu unterstützen. Daß es einen solchen gibt, ehren wir sehr, und wollen ihm gerne demnächst einigen Raum widmen. Aber wie schätzenswert ein gutes Beispiel ist: wenn Deiche reißen, kann man dawider nichts dadurch erreichen, daß man irgendwo Dämme baut. Gegen die Gefahren eines Staatsgesetzes kann man nur durch neue Gesetzgebung ankämpfen, und die zu erreichen muß man den Weg der Politik gehn. Jeder soll in seiner Partei dafür arbeiten, daß unser Volk, zunächst der am ehesten bedrohte Beamtenstand, nicht von Reichs und Staats wegen in diese Sündflut hineingerissen wird. Schon wagt man auch Lehrern in den Schulen billigen Alkohol anzubieten und zu versorgen, seis Monopolfabrikat, seis aus alten Heeresbeständen! — Die Guttempler sind natürlich auf dem Platze. Einer von ihnen, F. Goesch, Leiter der Zeitschrift „Neuland" (Blätter für alkoholfreie Kultur) hat soeben ein Schriftchen von 16 Seiten erscheinen lassen: Das Gemeinde-Bestimmungs-Recht. (Hamburg 30, Neuland-Verlag 1922. 1,80 Mk.) Sehr lesenswert! Das wäre ja nun ein Weg. Aber die armen Gemeinden von heut! Ich meine nicht, daß sie geldarm sind; das sind sie auch, denn sie haben keine Steuerquellen mehr. Nein, was damit zusammenhängt: arm an Mut, an Unternehmungsgeist, an Gemeinsinn. Zerrissen durch die Gegensätze von Gewerbetreibenden dort, Beamten hier. Und alle Welt in Deutschland, wie verrückt, sieht ja nur noch auf eigne Einnahmen und treibt Standes- und Klassenpolitik. Man braucht nur das nächste beste Zeitungsblatt in die Hand zu nehmen, da heißt es von Irgendwo: „. . . die von der Regierung bewilligten Teurungszulagen . . völlig ungenügend . . falls keine Einigung . . Arbeitsniederlegung . . immer noch x Mk. weniger Stundenlohn als . ." Weshalb druckt man nicht gleich Schemata für solche Forderungen und Verhandlungen? heute für die Arbeiter, morgen für die Beamten — mutatis mutandis? — Es hat gar keinen Wert, deswegen auf den heutigen Staat zu schimpfen. Es hülfe nur Eins dagegen: Politik! Daß wir uns darauf besännen, wie es zu unsern ersten Menschenpflichten gehört, ein politisches Wesen zu sein, d. h. als Glied uns ums Ganze zu kümmern. Alle die Schäden, über die wir jetzt jammern oder die wir schweigend ertragen, können nur durch gemeinsame Arbeit getilgt und abgewehrt werden. Diese aber ist nicht möglich, ohne Denken an das gemeine Wohl und Leben für das gemeine Wohl. Das aber ist Politik. Wenn man immer wieder von feinen Leuten hören muß, daß sie sich etwas darauf zu gute tun, Männer und Frauen, über den Parteien zu stehn und keine Politik zu treiben, so muß man an der Zukunft unsers Volks, das den Ernst der Stunde nicht begreift, verzweifeln. Steht doch über den Parteien! aber beweist das durch eure Arbeit in den Parteien! Ich weiß, unsre Leser wollen das auch nicht hören. Drum hab ich mich auch jüngst mit dem, was ich zu sagen hatte, in den Kunstwart geflüchtet. Aber es ist heut der 18. Januar, des Reiches Geburtstag. Muß mans nicht sagen, wo und wie man kann, unsern Gebildeten, unsern Christenleuten, und wäre man ein Prediger in der Wüste? Der Gang unsrer Geschichte hat unser Schicksal in des Volkes Hände gelegt: wollen wir nicht klug werden? Bekämen wir morgen die Monarchie wieder, die konstitutionelle, unsre moralische Lage würde nicht anders. Oder wollt ihr die Diktatur? Welche? frage ich dann. — Und wenn ihr die nicht wollt, so beschwöre ich euch: Kümmert euch um des Staates und der Stadt Bestes und werdet politisch!

Am 20. Ich habe natürlich gar nichts dagegen, daß man auch die heutige Regierung kritisiert. Besser wissen und Besser machen ist herzlich willkommen. Ich will zwei Beispiele geben. Für die gute Seite: Professor Otto Hötzsch in den Donnerstagnummern der Kreuzzeitung. Für die Gegenseite Pfarrer Gauger, Elberfeld, fortlaufend in den politischen Artikeln von „Licht und Leben". Ich schlage eine beliebige Nummer auf und lese Nr. 3 über den „2 Mark-Brief": „Dieses Stück, daß mit einem Schlage die Postpreise um 233 % erhöht worden sind, dieses Stück wird der republikanischen Mißwirtschaft nicht vergessen werden. Die Post und die Linksparteien haben den Mut aufgebracht, die Einnahmen mit einem Mal auf das Dreifache zu steigern und den armen Witwen 2 Mark abzuverlangen für einen Brief der Liebe an ihren Sohn, weil sie zu feige sind die Einnahmen zu verringern, indem sie Ordnung schaffen in dem Beamtenheere und den Ueberflüssigen und Untauglichen den Laufpaß geben. Das ist das wahre Gesicht des Sozialismus der Republik Scheidemanns und Erzbergers." Meisterhaft! Gauger hat Qualitäten. Aber man sollte ihm Gelegenheit geben, sich auch mit der ganzen Verantwortlichkeit gegenüber diesen Dingen zu erfüllen. Und die christliche Presse von solchen Schlagern entlasten. R

Wöchentliche Chronik

Der Bremer Kirchenschoß (CW 1921, 2) hat den Voranschlag überschritten. Wegen der Neuregelung der Beamtengehälter ist ein Nachschoß von 60 % nötig.

Eine Masseneingabe (Gemeinschaften, Pastoralkonferenz, Schulvereine, Diakonissenanstalt, Gotteskasten, Anstalten der Inneren Mission, Jünglingsvereine, Missionsgesellschaft, Bibelbund, Lehrergemeinschaften) an die Schleswig-Holsteinsche Verfassunggebende Kirchenversammlung beantragt folgende Fassung für § 1 der Verfassung: „Die ev.-luth. Landeskirche Schleswig-Holsteins bekennt sich zu dem Evangelium von dem für die Sünde der Welt gestorbenen und auferstandenen wahrhaftigen Gottessohn Jesus Christus, wie solches in der Heiligen Schrift gegründet und in der ungeänderten Augsburgischen Konfession und dem Kleinen Katechismus Luthers zusammengefaßt ist. Diese ihre Grundlage ist unantastbar und jeder Aenderung im Wege der Gesetzgebung entzogen. AELKZ 51.

Der Vorstand des Thüringer Lehrerbundes hat zu der Einführung des lebenskundlichen Unterrichts (CW 52) in Sätzen Stellung genommen, wobei er seinen Einfluß dahin geltend zu machen verspricht, daß der Unterricht auch die nötigen und geeigneten Lehrerkräfte findet. Selbstverständlich müsse aber dem einzelnen Lehrer das Recht der Ablehnung gewahrt werden. Wenn der Staat diesen Unterricht schaffe, müsse er Konflikte mit den Bekenntnissen der Glaubens- und Weltanschauungsgemeinschaften sorgsam meiden. Wenn bestimmte Weltanschauungsgemeinschaften als Träger des Unterrichts gelten, müsse diesen die Aufstellung des Lehrplans überlassen bleiben und der Staat sich der positiven Einwirkung auf diesen Unterricht enthalten. Die Stellungnahme des einzelnen Lehrers hänge ab von den Richtlinien der Gemeinschaften. „Diese Stellungnahme aber wird einem auf seine Denkfreiheit und persönliche Würde bedachten Lehrer am besten dadurch erleichtert werden, daß ihm nicht eine feindselige und absprechende Haltung gegenüber anderen Glaubens- und Weltanschauungsgemeinschaften zugemutet und ihm wenigstens dasjenige Maß von Vollmacht zugebilligt wird, das die

evangelische Kirche in Thüringen den Religionslehrern zugestanden hat." Thür. Lehrerztg. 1. — Zu der auch von uns übernommenen Nachricht, daß Minister Greil durch geheime Anordnung an Stelle des Religionsunterrichts einen lebenskundlichen einführen wolle, wird uns mitgeteilt, daß es sich um ein Mißverständnis von Anregungen handle, die Minister Greil in einer amtlichen Konferenz der Thüringer Kreisschulräte gegeben habe.

In dem neuen Gesetzentwurf über die Wahlen zum Landeskirchentage in Württemberg ist von der Verhältniswahl wieder Abstand genommen; statt dessen Bezirkswahl in 47 Wahlkreisen. epd.

Frankf. Ztg. 55 schreibt: „Ein rechtes Aergernis ist für weite protestantische kirchliche Kreise in Deutschland und Oesterreich das Schicksal der Evangelisch-theologischen Fakultät in Wien. Im Juni v. J. hat sie ihre 100jähriges Bestehen gefeiert unter großer demonstrativer Beteiligung ausländischer Universitäten und Kapazitäten. Der Rektor der Berliner Universität Professor Seckel sagte damals bei dem Festakt selber: „Es gereicht Wien zur Unehre, daß eine angesehene Fakultät vor dem Palast warten muß, wie in einem Pförtnerhäuschen." Die Sache ist nämlich die, daß die Fakultät, obwohl sie sonst mit anderen theologischen Fakultäten gleich rangiert, den Anschluß an die Wiener Universität noch nicht gefunden hat. Versprochen worden ist ihr das oft genug, noch zuletzt von der Regierung bei Gelegenheit ihres Jubiläums. Die Universität hat früher geleisteten Widerstand längst aufgegeben. Jetzt hängt es am Parlament. Ultramontane Heißsporne haben es sich zur Aufgabe gemacht, das Friedenswerk wieder einmal zunichte zu machen. Man spricht auch in diesen Kreisen gerne von Toleranz: Hic Rhodus, hic salta! Prälat Seipel, katholischer Theologieprofessor in Salzburg, Führer der Christlichsozialen, ist für das Aergernis der immer neu auftauchenden Hemmnisse zuvörderst verantwortlich."

Nach der Salzburger Katholischen Kirchenzeitung 48 ist die Zahl der Katholiken in Prag von 95 auf 58% herabgesunken. Von den Ausgetretenen sollen sich 30000 dem Protestantismus, 85000 der neuen tschechoslowakischen Nationalkirche angeschlossen haben, 128000 konfessionslos geblieben sein; im Landbezirk Prag 80000 zur Nationalkirche übergetreten, 90000 konfessionslos geblieben sein. DEK.

In Norwegen ist durch Gesetz ein Kirchenvorstand oder „Gemeinderat" geschaffen, der auch die Pastoren zu wählen hat, die bisher der Staat einsetzte. Letzterem verbleibt noch das Bestätigungsrecht. epd.

Die 5. Allgemeine Südafrikanische Missionskonferenz (18.—22. Juli in Durban) hat einmütig beschlossen: Die Konferenz empfindet den ungeheuren Verlust, den die Missionssache durch den Beschluß der Friedenskonferenz in Versailles erlitten hat, die deutschen Missionsgesellschaften von ihren früheren Missionsfeldern in Afrika und anderwärts fernzuhalten, wo sie so viele Jahre gearbeitet haben. Ohne auf die Gründe dieses Beschlusses einzugehen, spricht die Konferenz die Hoffnung aus, daß die beteiligten Mächte bald Wege finden werden, die deutschen Missionare auf die Missionsfelder zurückkehren zu lassen, wo schon so viele ihrer Missionare ihr Leben eingesetzt und wo Gott ihre Arbeit mit so reichem Segen gekrönt hat. AMZ 1.

Das Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz ist zu einem Jahrbuch für die gesamte lutherische Mission der Erde ausgebaut worden.

Unter der Ueberschrift Keine religiöse Unduldsamkeit in Irland schreibt Irisches Bulletin 73: . . . Einen Beweis, daß dem so ist, liefert die Rede, die Dr. M'Kenna, der katholische Bischof von Clogher, bei Eröffnung eines Kirchenbazars hielt. Er sagte, daß er sich freue zu hören, daß diejenigen, die in Fragen der Religion nicht mit ihnen übereinstimmten, diesen Bazar großmütig unterstützt hätten, und daß eine große Anzahl von ihnen an diesem Abend anwesend sei. Dies wäre ein gutes Vorzeichen für die Zukunft des Landes. . . . Er hoffe und bete zu Gott, daß ein gemeinsames Band alle Iren vereinigen möge.

Die „Positive Union" ist eingegangen; die „Reformation" hat eine Nummer im Vierteljahr zum Nachrichtenblatt der Partei bestimmt.

Von Personen. Habilitiert: Liz. Siegfried-Berlin in Jena für Religionsphilosophie und systematische Theologie. Gestorben am 21. Benedikt XV., geboren 21. 11. 54, Papst seit 3. 9. 14.

E St

Verantwortlich Prof. D. Rade, Marburg a. L.

Anzeigen

Vakanz-Anzeige

Die zweite Pfarrstelle

an der St. Aegidienkirche hierselbst ist neu zu besetzen. Gehalt nach Gruppe 10 des Reichsbesoldungsgesetzes; Ortsklasse A. Dienstwohnung vorhanden.

Bewerbungen nebst Zeugnisabschriften und Lebenslauf sind bis 5. Februar an den unterzeichneten Vorstand einzusenden.

Lübeck, 14. Januar 1922

Der Vorstand der St. Aegidienkirchengemeinde
Julius Hahn, Vorsitzender

Die **Pfarrstelle** der evangelischen Kurgemeinde in Davos (Schweiz) ist neu zu besetzen. Bewerbungen zu richten an den Vorstand der evangelischen Kurgemeinde.

Probenummern

der Christlichen Welt versendet jederzeit unentgeltlich der Verlag.

In unserm Verlage sind erschienen von

Wilhelm Herrmann

Der Sinn des Glaubens an Jesus Christus in Luthers Leben. 8°. 1918. 3,20 Mk.

Die sittlichen Weisungen Jesu. Ihr Mißbrauch und ihr richtiger Gebrauch. In 3. Auflage herausgegeben von Horst Stephan. 8°. 1921. 6 Mk.

Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Zahle gute Preise!

Haucks theol. Enzyklop. 3. A.; **Religion** in Gesch. u. Gegenw. 5 Bde.; **Bibelwerke** v. Lange, Besser, Dächsel, Keil-Delitzsch, Marti, Nowack, Strack-Zöckler, Zahn u. A.; **Konversationslexikon** von Meyer 24 Bde. u. Brockhaus. **Ullsteins Weltgeschichte,** u. andere große Werke von Wert.

Alfred Lorentz, Buchhandlung, Leipzig,
Kurprinzstraße 10

Vorzugsangebot der von Prof. Lic. **Glaue-Jena** herausgegebenen Sammlungen des freien Christentums. **Festpredigten:** Advent. Weihn. Passion. Karfreit. Ostern. Himmelf. Pfingsten. Trinit. Erntefest. Reformation. Bußtag. Totenfest. Silvester. Neujahr. Aeuß. Mission. Weihefeste. Kriegspred. **Kasualreden:** Grabr. (nicht mehr einzeln!). Schulandacht. Konfirmat. Trau-Taufredenreden. (Ausführliche Kritiken postfrei.)

Einzeln je M. 4.—; geb. M. 6.—, alle 22 Bde. auf einmal nur M. 66.— (statt 88.—); geb. nur 110.— (statt 132.—) auch gegen 3 Quartalsraten durch Krüger & Co., Leipzig 18, Liebigstraße 9. (Ohne Inlandszuschläge.)

Suche gebildetes junges Mädchen in ländliches Pfarrhaus (Kinder: 1 Jahr und 4 Jahre) zur Erlernung des Haushaltes und Kinderpflege ohne gegenseitige Vergütung. Mädchen und Waschfrau vorhanden.

Frau Pfarrer **Südmeyer, Isselburg,** Niederrhein.

Theodor Rother, W. Stöver
Buchhandlung und Antiquariat
Leipzig

Hiermit empfehle ich meine **rein theologische Buchhandlung** den Herren Geistlichen zur frdl. Benutzung und liefere ich alle neuen Bücher schnellstens franko und verpackungsfrei. Besonders mache ich auf den Bezug nachstehender Werke aufmerksam:

Hauck, Real-Encyclopaedie;
Schiele, Die Religion;
Zahn, Kom. z. Neu. Test.

Diese sowie sonstige größere Werke gern gegen Monatsraten, auch steht jedem Leser dieses Blattes ein Quartalskonto zu Diensten. Obige Werke sowie **Dächsel, Lange Bibelw., Kautzsch A. T. 3. A., Zahn Einleitung i. d. N. Test.** und sonstiges gutes theol. Antiquariat kaufe stets zu angemessenen Preisen.

Emser Pastillen gegen Husten, Heiserkeit usw.

Tüchtige selbständige Hausangestellte, kinderlieb, arbeitsfreudig und umsichtig für Haushalt von Ehepaar mit einem Kind gesucht. Familienanschluß. Anfangsgehalt 250 Mk. Bewerbungen mit Bild und Zeugnis an **J. T. Berlin-Steglitz,** Miquelstraße 31 Hpt. r.

Wirtschaftlich tüchtige, in Haus- und Gartenarbeit erfahrene Dame für selbständigen Posten in großem Privathaushalt gesucht.

Angebote an Frau Bürgermeister **Spitta, Bremen,** Kirchbachstraße 10 b.

Kinderliebes Mädchen (event. Kindergärtnerin oder Stütze), welches im Nähen und Haushalt bewandert ist, gesucht. Köchin und Hausmädchen vorhanden.

Frau Regierungsbaumeister **Holz, Frankfurt a. M.,** Eppsteinerstr. 4.